Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 3 (1899)

Artikel: Gebräuche im Birseck

Autor: Sütterlin, G.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-109853

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gebräuche im Birseck.[1])

Mitgeteilt von Dekan G. Sütterlin in Arlesheim.

A. Gebräuche, die sich an den kirchlichen Festkreis und kirchliche Handlungen anschliessen.

1. Das „Steuern des Santi-Klaus.“ Am Vorabend vor St. Niklaus (6. Dez.) erschien in den Häusern, wo Kinder waren, ein alter Mann mit langem, weissem Barte, auf dem Haupte gewöhnlich eine Bischofsmütze tragend, und beschenkte diejenigen Kinder, welche brav waren, mit Nüssen, Aepfeln u. a. dgl.; für diejenigen dagegen, deren Betragen zu wünschen übrig liess, brachte er einen Sack mit, um sie „hineinzustecken“. Das war der Santi-Klaus oder auch „Santi-Chlaus“. Natürlich hatten die Kinder einen gewaltigen Respekt vor dem strengen Sittenrichter und verkrochen sich, wenn sie sein Nahen gewahrten, hinter dem Ofen oder in einer Ecke. Die Eltern ermangelten auch nicht, den Unfolgsamen mit dem Santi-Klaus zu drohen. Jetzt besteht dieser Gebrauch nur noch bei wenigen Familien; früher aber war er fast allgemein. Seine Entstehung verdankt er wohl der Legende, nach welcher der heil. Nikolaus, Bischof von Myra drei armen Töchtern bei Nacht soviel Geld ins Haus warf, als sie nötig hatten, um sich verehlichen zu können, damit sie vor der Prostitution bewahrt blieben.[2])

2. „Das Bescheren des Weihnachtskindleins.“ Am Vorabend des Weihnachtsfestes kam, wie anderwärts, auch hier das „Weihnachtskindlein“ und brachte den artigen Kindern allerlei Leckerbissen, den unartigen aber Ruten. Dabei war es gewöhnlich begleitet von einem „Esel“ (wohl eine Anspielung auf die Flucht Jesu nach Aegypten) und dem „Schmutzli“. Jener trug die Geschenke, und dieser sollte die Bestrafung der Fehlbaren vollziehen. Es wurde dabei vorzüglich darauf gesehen, ob die Kinder

---

[1]) Das Birseck, auch „Neubaselbiet“ genannt, gehörte ehedem zum Fürstbistum Basel.

[2]) Mit der Legende haben sich natürlich auch altheidnische Vorstellungen und Bräuche verschmolzen. Red.

gern beteten. Sie mussten zu diesem Ende ein Stäbchen vorweisen, auf welchem durch Einschnitte verzeichnet war, wie viel sie gebetet hatten. War dieses nicht befriedigend, so nahm ihnen der „Schmutzli“ das Hölzchen und schwärzte es, was als eine Schande galt. — In neuerer Zeit ist an die Stelle dieser Art der Weihnachtsbescheerung der „Christbaum“ getreten. Eltern aber, die keinen solchen zu erstellen vermögen, legen die Gaben und die Rute am Weihnachtsmorgen auf den Tisch der Wohnstube und geben den Kindern vor, das Weihnachtskindlein habe dieselben während der Nacht gebracht.

3. Die Darstellung der Weisen aus dem Morgenlande. Zwischen Weihnachten und heil. drei Könige giengen drei arme, aber gesangeskundige Knaben, als Könige verkleidet, d. i. mit weissen Hemden angethan und papierne Kronen auf dem Haupte, zunächst in die wohlhabendern Häuser ihres Heimatortes und dann der umliegenden Dörfer. Voran trugen sie an einem Stabe einen Stern, der vermittelst einer Schnur in Rotation gesetzt werden konnte. In den Häusern aber sangen sie, nach einem kurzen Vorspruche, der den Zweck ihres Erscheinens andeutete, fromme Weihnachtslieder, oft mit recht angenehmen Stimmen. Die Lieder waren zumeist selbst verfasst und nahmen es darum weder mit der Logik noch mit dem Satzbau genau. So wurde von Ettinger-Knaben gesungen:

Hört, ihr Christen insgemein
Die Gnad' zu referieren,
Dort, was ich euch zu zeigen weiss,
Ein kleines Spiel zuführen.

Wir all' zusammen sind geneigt,
Euch zur Audienz zur bitten.
Welch' grosse Freud' bei dieser Winterszeit!
Aus Morgenland ein Stern ist uns erschienen.

Aus Gottes Kraft bedacht es war,
Und freuet euch, ihr lieben Christ',
Von einer reinen Jungfrau klar,
Weil es der liebe Heiland ist.

Haben wir drei, weiss nicht woher, es vernommen,
Brüder, liebe Brüder mein!

Ganz ungefähr sind wir zusammen kommen
Zu Jerusalem. So wollen wir singen fein

Ein Weihnachtsgesang zu seiner Ehr'
Damit wir uns bekennen mehr.
Jetzt fangen wir an ein' schönen Gesang;
Jetzt kommt von uns ein heller Klang.

Oder:

Wohl mitt's in der Nacht,
Die Hirten auf der Wacht, :|:
Die himmlische Stimme
Das Gloria singet,
Die englische Schaar:
Geboren Gott war.

Sie rennen und laufen;
's mags keiner erschnaufen, :|:
Der Hirt und sein Bue
Dem Krippelein zue.
. . . . . .
. . . . . [1])

Gott Vater, schau an:
Was finden wir da? :|:
Ein herzig schönes Kindelein,
In schneeweissen Windelein,
Wohl zwischen zwei Tier':
Ochs und Esel sind hier.

Gott Vater verwalt'! (?)
Wie ist es so kalt! :|:
's mag einer erfrieren,
Sein Leben verlieren.
Ach! wie geht doch der Wind!
Wir bedauern das Kind.

Gott Vater, erbarm'!
Wie sind sie so arm! :|:

---

[1]) Fehlen 2 Verse, die nicht mehr bekannt sind.

Sie haben kein Pfännlein
Zum Kochen dem Kindlein,
Kein Mehl und kein Salz,
Kein Brod und kein Schmalz.

Jetzt hat dieser Brauch aufgehört; man sieht nirgends „drei Könige“ mehr.

4. Die Fastnacht, oder Fassnacht, wie sie hier genannt wird. Diese begann und beginnt noch in unserer Gegend erst am Montag vor dem Aschermittwoch oder nach dem Sonntag Esto mihi, welcher zum Unterschied von der alten Fastnacht oder dem Sonntag Invocabit die „Herrenfassnacht“ genannt wird. An den sog. „feissen“ Donnerstagen fanden nur Familienessen statt. Jetzt haben auch diese aufgehört. Desto toller gieng es dafür an der eigentlichen Fastnacht zu. Am Montag und Dienstag zogen die jungen Leute maskiert oder sonst entstellt im Dorfe herum, trieben allerlei Unfug und verspotteten in mehr oder weniger gelungenen Schnitzelbänken oder Darstellungen missbeliebige Personen oder Begebenheiten. Nachts aber wurde getanzt, und zwar am Montag von den Ledigen und am Dienstag von den Verheirateten, und das geschah so lebhaft, dass man das Geräusch der schweren, nägelbeschlagenen Schuhe in weiter Entfernung hörte; von Ballschuhen wusste man damals, auf dem Lande wenigstens, noch nichts. Die Musik beim Tanze war eine sehr einfache; sie bestand gewöhnlich aus einem Klarinett und einer Geige, die so gut zusammenstimmten, als es eben von Autodidakten erwartet werden kann. Diese Fastnachtsbelustigung besteht allerdings noch jetzt; jedoch ist die Musik eine bessere, dank den Blechmusikgesellschaften, deren es nun fast in jedem Dorfe eine gibt. Auch herrscht dabei mehr Anstand und Bildung, wenn auch dieses manchmal noch zu wünschen übrig lässt. Was aber aufgehört hat, das ist „das Begraben der Fastnacht“. Dies geschah zumeist, trotz Widerspruchs von Seiten der Geistlichkeit, am Aschermittwoch und bestand darin, dass man eine grosse Puppe in feierlichem Zuge auf einen öffentlichen Platz im Dorfe oder in der Nähe des Dorfes trug und da in ähnlicher Weise der Erde übergab, wie dies mit den Leibern der Verstorbenen geschieht. — In neuerer Zeit hat man in mehreren Ortschaften angefangen, die frühere planlose Maskerade durch Umzüge mit bildlichen Darstellungen aus der Geschichte und

Natur zu ersetzen. — Nach dem Begraben der Fastnacht hörte der Rummel auf und hatte das Dorf wieder sein gewöhnliches Aussehen. Jetzt geschieht das schon am Aschermittwoch.

5. Das Fastnachtsfeuer. Am Sonntag nach dem Aschermittwoch oder an der „alten Fassnacht“ wurde, wie noch jetzt, abends auf einer Anhöhe in der Nähe des Dorfes ein grosses Feuer, zu dem die Knaben an den Tagen vorher das Material gesammelt hatten, angezündet und dabei brennende Holzscheibchen in die Luft hinausgeschleudert. Man mag von diesen aus dem Heidentum stammenden Frühlingsfeuern denken, was man will, etwas Imposantes haben sie immerhin, zumal wenn man, an einer zentralen Lage sich befindend, deren rings um sich her bei fünfzig und noch mehr sieht. Sie nehmen sich dann aus wie ein Kranz von helleuchtenden Sternen, die den Horizont besäumen und von denen zahlreiche Sternschnuppen ausgehen. Dazu kommen dann noch die Kienfackeln, die in gewundenem Zuge von der Anhöhe herabsteigend, von ferne aussehen wie eine grosse feurige Schlange. Ob die brennenden Scheibchen auch ein Gruss sein sollen an die Geliebte, wie in Graubünden, konnten wir nicht in Erfahrung bringen. Nachdem das Feuer erloschen, kehrt man unter Vorantragung der erwähnten Fackeln und beim Spiele der Musik ins Dorf zurück; von da aber begeben sich die Tänzer vom Fastnachtsmontag zunächst zu ihren respektiven Tänzerinnen, um sich von denselben mit „Küchlein“ bewirten zu lassen, nachher aber ins Wirtshaus, um die Zeche des Tanzabends zu bezahlen. Getanzt wird da, weil innerhalb der Fasten, nicht mehr, mit wenigen Ausnahmen wenigstens. Von denjenigen Jungfrauen, die nicht so glücklich waren, einen Tänzer zu finden, sagt man, sie müssten ihre Küchlein am darauffolgenden Fronfastenmarkte in Basel an den Mann zu bringen suchen. — In der alten, frommen Zeit wurde, bevor das Feuer angezündet oder richtiger angeschossen wurde, um den Holz- und Strohhaufen herum der Rosenkranz gebetet anstatt in der Kirche, wo er sonst an Sonn- und vielenorts auch an Werktagsabenden gebetet wird.

6. Das Eier-, Butter- und Mehlsammeln an Mittfasten. Am 4. Sonntag in der Fasten (Laetare) giengen noch bis vor kurzem die Kinder des Dorfes in zwei Abteilungen, die Knaben besonders und die Mädchen besonders, bei den besser situierten Einwohnern herum und baten um Eier, Butter und Mehl. Dabei sangen sie:

Hüt isch Mittelfaste:
Mer trete in die Lache.
Heroneleis, [1])
Hüt über drei Wuche esse-mer Eier un Fleisch.

Wenn-der-is keini Eier weit gäh,
Muess-ech der Iltis d'Hüehner all' näh.
Heroneleis etc.

Wenn-der-is kei Mehl weit gäh,
Muess-ech der Müller 's Halb der vo näh.
Heroneleis etc.

Wenn-der-is kei Anke weit gäh,
Muess-ech d' Kueh kei Milch meh gäh.
Heroneleis etc.

Mer höre 's Gigli gige;
Sie wird-is Brod abschnide.
Heroneleis etc.

Oder:

Die Knaben:

Stüret, stüret-eme-n-alte Mieschma,
Hinterm Büttenelоch[2]) e Hus g'ha,
Siebe Johr im Chämi g'hange,
Erst nächte[3]) abeg'falle.
Bolle, bolle, so kalt!
Wen-der nüt weit gäh,
Muess-ech der Iltis d'Hüehner näh
Mit zantem[4]) Güggel.

Die Mädchen:

Hüt isch Mittelfaste,
Mer trete in die Lache
Dri roti Röseli vor em grüene Wald.

---

[1]) D. i. Kyrieeleis.
[2]) Schlucht bei Ettingen.
[3]) letzte Nacht.
[4]) samt dem.

Mer seihe's[1]) a de Wulche:
D' Frau het noni g'mulche.
Dri roti Röseli etc.

Mer seihe's a de Sterne:
D' Frau git-is Kerne.
Dri roti Röseli etc.

Mer höre 's Hüehnli singe:
D' Frau will-is Eili bringe.
Dri roti Röseli etc.

Mer höre d' Frau ins Chämmerli goh:
Sie will-is Nüssli abeloh.
Dri roti Röseli etc.
Helandileis!
Hüt über drei Wuche esse-mer Eier un Fleisch.

In Reinach sang man (nach „Festspiel zur 400jährigen Erinnerungsfeier des Kampfes am Bruderholz" von X. Feigenwinter):

Hit isch Mittelfaste;
Mer trete in die Lache.
Dri rote Röseli vor dem grüene Wald:
Wie isch der Winter so kalt!

Mer höre e' Frau ins Chämmerli goh,
Sie wird-is d' Aepfel abeloh
Dri rote Röseli etc.

Mer höre 's Hüehnli singe,
Es wird-is Eili bringe.
Dri rote Röseli etc.

Mer höre d'Pfanne chrache;
Me wird-is Chüechli bache.
Dri rote Röseli etc.

Mer höre 's Messer gide;
Es wird-is Brod abschnide.
Dri rote Röseli etc.

[1]) sehen's.

Eine gütige Matrone des Ortes bereitete dann den Sammlern aus dem Gesammelten ein leckeres Mahl, wobei sich die Kleinen seliger fühlten, als Könige und Millionäre bei den splendidesten Banketten, und das Schönste dabei war, dass alle Kinder des Dorfes daran teilnahmen, die reichen wie armen. Leider ist dieses zuletzt in eine gemeine Bettelei ausgeartet, indem nurmehr die Kinder armer Familien die Sammlung vornehmen und diese getrennt. Es kommt übrigens nur noch an wenigen Orten vor.

7. Etwas Aehnliches geschah an Ostern durch die Knaben. Diese hatten während der drei letzten Tage der Charwoche, wo bekanntlich bei den Katholiken zum Zeichen der Trauer die Glocken verstummen oder nach Rom reisen, wie man sagt, die Aufgabe, durch sog. Raffeln (hölzerne Kasten mit Hämmern) die Zeit des Gottesdienstes und Gebetes anzuzeigen, sowie bei den Metten am Abend das Geschrei der Juden bei der Verurteilung Jesu darzustellen. Dafür sammelten sie dann am Ostersonntag als Lohn Eier, die sie aber unter sich teilten, um daheim von der Mutter sich einen Eierdotsch bereiten zu lassen. Auch das hat jetzt aufgehört. Eine grosse Raffel auf dem Kirchturme versieht nun den Dienst.

8. Das Eierlesen.[1]) Wie die Kinder an Mittfasten, so belustigen sich die „Knaben“ d. i. Jünglinge am Ostermontag durch das Eierlesen. Dasselbe bestand darin, dass eine Anzahl Eier in einer bestimmten Entfernung auf die Erde gelegt wurden. Diese mussten dann von der einen der zwei Parteien, in die sich die Jungmannschaft teilte, aufgehoben und in eine Wanne oder Getreideschwinge geworfen werden, während die andere Partei eine Strecke Wegs zu durchlaufen hatte. Diejenige Partei, welche mit ihrer Arbeit zuerst fertig war, hatte gewonnen und musste von der andern im Wirtshause regaliert werden. Natürlich wählte jede Partei den zu dem betreffenden Geschäfte tauglichsten aus. In der Regel siegte aber derjenige, der zu laufen hatte; denn, wenn auch die Wanne mit Spreu gefüllt war, so brauchte es doch grosse Geschicklicheit und Vorsicht, um die Eier so in dieselbe zu werfen, dass keines zerbrach, in welchem Falle das Spiel verloren war. Auf der andern Seite machte der Läufer die grösste Anstrengung, um möglichst bald wieder zu-

---

[1]) Vgl. Archiv II 129 ff.

rück zu sein. Dies blieb bisweilen nicht ohne Folgen. So soll ein Läufer, der den Weg von Ettingen nach Bottmingen d. h. beiläufig 3/4 Stunden zu durchlaufen hatte, durch das Springen sich Blutspucken zugezogen haben, infolge dessen dieser Brauch fernerhin unterblieb. Jetzt ist er überall im Birseck verschwunden; dagegen besteht er noch in einigen Dörfern des alten Kantonsteils. In einigen Gemeinden des Birseck ist an seine Stelle

9. der des „Osterkügeleins" getreten. Nach der Vesper des genannten Tages, der ehemals Feiertag war, und zwar roter, nicht bloss blauer, versammelten sich die Jünglinge des Dorfes und begaben sich hinaus auf eine Wiese oder auf anderes ebenes Land. Hier teilten sie sich wieder in zwei Gruppen, und diese warfen einander ein hölzernes Kügelchen zu. Diejenige nun, welche die andere am weitesten zurücktrieb, hatte gewonnen, und die andere musste die Zeche des Tages bezahlen.

10. Ein, wenn wir nicht irren, altheidnischer Brauch ist der des „Pfingstblütters." Dieser findet statt am Pfingstmontag, wiederum nach der Vesper. Da begeben sich die Jünglinge in den Wald und bedecken einen der Ihrigen mit grünen Reisern, sodass er aussieht, wie ein Faun der Heiden. Dann führen sie ihn unter Singen und Jauchzen durch das Dorf und lassen ihn hie und da gegen die Zuschauer Referenzen machen. Schliesslich werfen sie ihn in einen Brunnen oder den Bach, sorgen aber natürlich dafür, dass er keinen Schaden nimmt. Hie und da soll jedoch trotzdem einer etwas wohl viel des Nassen bekommen haben. Jetzt wird diese Aufführung des „Pfingstblütters" nur noch von Knaben besorgt. Offenbar stammt dieser Brauch, wie die Fastnachtsbelustigungen und Fastnachtsfeuer, aus dem Heidentume; was er aber bedeuten soll, ist dem Schreiber dieses nicht recht klar. Vielleicht soll die Ueppigkeit der Natur um diese Zeit oder aber ihr Bedürfnis nach Regen damit ausgedrückt werden.[1])

11. Gebräuche bei Kindstaufen. Wenn ein Kind getauft werden sollte, holte der Götti (Taufpate) die Gotte (Taufpatin) in ihrem Hause ab und begab sich, nachdem ihm dieselbe

---

[1]) Der Brauch ist in Deutschland ziemlich weit verbreitet. Vgl. E. H. Meyer, German. Mythologie 1891, S. 137, wo die betr. Litteratur verzeichnet ist. Red.

einen „Meien“ an den Rock geheftet hatte, mit ihr in das Haus des Täuflings, um denselben in die Kirche zur Taufe zu tragen. Nach der Taufe und dem obligaten Taufmahle im Hause der beglückten Eltern, gieng er alsdann mit ihr ins Wirtshaus, um da zugleich die Jünglinge, welche ihm zu Ehren während der Taufe „geschossen“ hatten, zu gastieren; denn ohne Schiessen gieng ehemals keine Taufe vor sich, und es war darum ein etwas kostbares Vergnügen, Götti zu sein, zumal die Taufpaten ihren Täufling, wenigstens bis derselbe 12 Jahre alt war, von Zeit zu Zeit noch beschenken mussten. Am Neujahrstage holte derselbe bei ihnen einen Butterwecken nebst einem Lebkuchen, der für die Knaben die Form eines Säbels hatte und sie wohl daran erinnern sollte, dass sie dereinst eifrige Streiter Christi werden sollen, an der alten Fastnacht Küchlein und an Ostern Ostereier mit abermals einem Wecken. War das Kind aber 12 Jahre alt, so statteten es, wenigstens die besser situierten, Paten mit dem Kommunionskleide aus. — Am Sonntag nach der Taufe brachte die Patin das Kind abermals in die Kirche, um es da Gott zu „opfern“. Zu diesem Ende trug sie dasselbe nach der „Opferung“ um den Altar, begleitet von allen anwesenden Jungfrauen. Man nannte dies „Schlottern.“ Nach der Kommunion aber kam sie mit demselben wiederum zum Altare, damit ihm der Pfarrer ein Tröpfchen von der „Absolution“ zu trinken gebe und die Patene (Hostieenplatte) an seine Stirn lege. Dies hiess „Witz'gen“, (wohl witzig d. h. weise machen). Dieser Brauch hat jedoch längst aufgehört; bestände er noch, so gäbe es jetzt in den meisten Gemeinden alle Sonntage einen Opfergang, ja an einigen sogar mehrere.

12. Gebräuche bei Beerdigungen. Wenn ein Verstorbener zur Erde bestattet wurde, trugen vormals die Träger der Leiche schwarze Leidmäntel und ebenso die nächsten Verwandten des Verblichenen. War der Verstorbene eine Jungfrau, so wurde sie von Jungfrauen in weissen Kleidern zu Grabe getragen. — Die früher allgemein üblichen Totenmahle haben jetzt aufgehört; höchstens, dass die von auswärts gekommenen Leidtragenden von den Hinterlassenen bewirtet werden.

13. Gebräuche bei Hochzeiten. Da gieng es ehemals drollig zu. Wenn nämlich die Zeit der Trauung gekommen war, begab sich der Bräutigam mit seinen Freunden zum Hause der Braut, um diese zum Gang in die Kirche abzuholen. Voraus

gieng der „Brautführer“. Ohne diesen wurde keine rechte Ehe geschlossen, er machte sowohl ausserhalb als innerhalb der Kirche, sowohl bei der Trauung als beim Hochzeitsmahle der Braut die Honneurs; er führte sie zum Altare und vom Altare wieder in ihre Bank zurück. — War man nun beim Hause der Braut angekommen, so gieng der Brautführer hinein, um dieselbe herauszuholen. Er brachte jedoch nicht sofort diese, sondern etwa ein halberwachsenes Mädchen, oder ein altes Mütterchen oder eine bucklige alte Jungfer. Auf die Entgegnung des Bräutigams, das sei sie nicht, die wolle er nicht, holte der Brautführer eine andere und so ging es fort zwei-, drei- und mehrmal, je nachdem der Brautführer „Witz“ hatte, und selbstverständlich wählte man nicht den dümmsten zu diesem Amte. Endlich erschien die rechte Braut mit einem weissen Kranze auf dem Haupte — Schleier kannte man damals noch nicht —. Bevor man nun aber den Gang zur Kirche antrat, wurde ein Wecken unter die Abholenden ausgeteilt, der sog. „Brautwecken“, und dazu natürlich auch Wein serviert; unter die Kinder aber, die sich damals, wie noch jetzt, bei solchen Anlässen zahlreich einfanden, wurden Zuckererbsen und andere dergleichen Süssigkeiten geworfen und von diesen mit ergötzlichem Wetteifer aufgesammelt. — Endlich ging es zur Kirche, voran der Geiger und Klarinettist, die bei keiner derartigen Feierlichkeit fehlen durften. Bei der Kirche angekommen stellten sich die Musiker auf die Seite, und es begann die Trauung. Diese fand nämlich in früherer Zeit an der Kirchpforte statt und in der Kirche nur die Einsegnung oder der „Brautsegen“. Bei der Trauung ereigneten sich bisweilen erheiternde Scenen, wenn etwa eines der Brautleute die Frage des Trauenden nicht recht verstand oder infolge von Befangenheit verwirrt war. So antwortete einmal ein 77jähriger Bräutigam (Wittwer), der sich mit einer Braut verehelichte, die ebenfalls das Schwabenalter schon ordentlich überschritten hatte, auf die Frage, ob es sein freier und ungezwungener Wille sei, die Gegenwärtige als seine rechtmässige Ehefrau anzunehmen, mit grossem Selbstbewusstsein und lauter Stimme: „Ich bin nicht gezwungen zu heiraten.“ Ein anderer, der einen schweren Geldsack, aber einen etwas leichten Kopf hatte, blieb auf die Frage stumm, bis ihn die Braut anstiess und zu ihm sagte: „Sag' jo, Jörg!“ Alsdann antwortete er gehorsam „Ja“. — Nach beendigter Zeremonie, die immer mit einem Hochamte verbunden war und teils

fröhlichem, teils wehmütigem Gesang und Orgelspiel, letzteres gewöhnlich nach der Melodie: „O du schöner Jungfernkranz“, geleitete die Musik, die unterdessen draussen gewartet hatte, die jungen Eheleute mit ihren Gästen zum Gasthause, wo der Hochzeitsschmaus serviert wurde, der gewöhnlich in zwei Mahlzeiten bestand, von denen die eine mittags nach der Rückkehr aus der Kirche, die andere aber nach fleisigem Tanzen um Mitternacht genossen wurde. Auch während des Essens wurde Kurzweil getrieben. Unter Anderm suchten boshafte Gäste der Braut einen ihrer Schuhe zu entwenden, um den jungen Ehemann zu hänseln, dass er seine Geliebte nicht gehörig bewache und beschütze. Natürlich setzte es dabei für den Verwegenen mitunter auch einen derben Nasenstüber ab, wenn nämlich die Braut den beabsichtigten Streich merkte. Bisweilen geschah es aber auch im Einverständnis mit der Braut, um die Gesellschaft zu erheitern. Der also entwendete Schuh wurde alsdann öffentlich versteigert und der Bräutigam musste ein Lösegeld zahlen, wenn er nicht wollte, dass seine junge Ehehälfte nur mit einem Schuhe tanze und nach Hause gehe.

Wir sagten, die meisten Hochzeiten seien in dieser Weise gefeiert worden. Wie war es aber ärmern Brautleuten möglich, solchen Aufwand zu machen? Dafür wusste die in diesen Stücken erfinderische alte Zeit Rat. Man veranstaltete nämlich sog. „Irrtenhochzeiten“, d. h. jedermann war zur Hochzeit eingeladen, musste aber seine „Irrte“ oder Zeche selbst bezahlen, und wo es lustig hergieng, da fanden sich, wie noch jetzt, immer Gäste ein. Oder aber es wurden von den Hochzeitsgästen Gaben eingesammelt, sog. Hochzeitsgaben. In diesem Falle defilierten nach dem Hauptmahle die Gäste vor der Braut und warfen in eine vor ihr stehende Schüssel eine Gabe, wofür sie von dieser als Gegengeschenk ein Stück Käse erhielten. Den Reigen eröffnete gewöhnlich die Näherin, welche der Braut das Hochzeitskleid verfertigt hatte. Ihr Geschenk bestand u. a. in einem Kinderkäppchen oder auch mehreren, die bisweilen auch schon die Namen ihrer zukünftigen Besitzer trugen. Die Gaben fielen oft so reichlich aus, dass den jungen Eheleuten über die Hochzeitskosten noch ein Ordentliches zur Einrichtung ihrer Haushaltung überblieb.

14. In Verbindung mit den Hochzeiten stand das sog. Spannen. Dieses fand statt, wenn eine Tochter des Dorfes

sich nach auswärts verheiratete. Wenn dieselbe zur Trauung abgeholt wurde, spannten die Jünglinge ein Band oder eine Kette über den Weg und liessen sie nicht fort, bis sie oder der Abgesandte des Bräutigams, gewöhnlich der sogen. „Vor- oder Ehrenknab“ oder männliche Hochzeitszeuge, ein Lösegeld bezahlt hatte. Dieses richtete sich nach den Vermögensverhältnissen der Auswandernden oder des „Räubers“ und war mitunter ziemlich beträchtlich. So sagte dem Schreiber dieses einmal ein Mann, seine (zweite) Frau habe ihn 40 neue Thaler gekostet (circa 230 Fr.), und das Fatale dabei war noch, dass sie nachmals nicht ganz dem entsprach, was er von ihr erwartet hatte. Gewöhnlich legten die Spannenden eine Anzahl Silber- oder Geldstücke auf einen Teller, und diese musste der Brautabholende verdoppeln. Bisweilen geschah es aber auch, dass ihnen die zu Brandschatzende durch Einschlagung eines andern Weges entwischte und sie das Nachsehen hatten. In diesem Falle rächten sie sich dadurch, dass sie die Strasse mit Besen kehrten, als ob dieselbe verunreinigt worden wäre. Natürlich wurde nachher die Loskaufssumme verjubelt. Jetzt hat dieser Brauch infolge obrigkeitlichen Verbotes aufgehört, und es ist gut; denn aus einem anfänglich harmlosen Scherze ist nachgerade eine reine Brandschatzung geworden.

15. Auf dem Umstande, dass man es ungern sah, wenn eine Tochter sich nach auswärts verehelichte, beruhte auch das Verfolgen auswärtiger Brautwerber. Wehe einem solchen, wenn er sich nicht vor Nacht aus dem Dorfe entfernte! Wenn er nicht ein Goliath war oder die Füsse eines Rehes hatte, kam er selten mit heiler Haut nach Hause.

16. Dasselbe geschah, wenn einer mutwilliger oder unbesonnener Weise die Dorfbewohner mit ihrem Spitznamen neckte oder auch nur beim Verlassen des Dorfes „hehutt“ rief, was für eine Herausforderung galt. Sofort war ihm die ganze Jungmannschaft des Dorfes auf den Fersen, und sein Spass nahm nicht selten einen blutigen Ausgang. Jedes Dorf hatte nämlich seinen Spitznamen. So nannte man die Reinacher „Linseschnitzer“, die Allschwiler „Krautstorzen“, die Arlesheimer „Saubohnen“, die Ettinger „Kuckucke“, die Therwiler „Iltise“ und später „Neunundneunziger“. Den letztern Namen erhielten sie, weil sie s. Z. viele Schulmeister lieferten. Unter dem gemeinen Volke bestand nämlich die Meinung, zur vollkommenen Gelehrt-

heit werde die Kenntnis von 100 „Spezies“ erfordert. Desswegen sagte man von einem, der etwas mehr wusste als Andere, er kenne 99 Spezies; wenn er 100 kennte, wäre er ein ausgemachter Gelehrter. — Der Spitznamen wurde ehemals als Schimpf angesehen, und es war nicht ratsam, denselben am betreffenden Orte oder in Gegenwart von solchen, die er betraf, auszusprechen. Schreiber dieses erinnert sich noch aus der Zeit seines Bezirksschulbesuches, wie einmal auf ihn und seine Kameraden beim Passieren eines Hohlweges in der Nähe des Dorfes Oberweil Erdschollen geflogen kamen, weil einer der letztern, zufällig, ohne an etwas Böses zu denken, sagte: „Schauet, wie viele Schnecken da sind!“ Die Oberwiler wurden nämlich „Schnecken“ genannt. Es kam uns gut, dass wir noch flinke Füsse hatten und dass nur Frauenspersonen den verhängnisvollen Ausspruch gehört hatten, sonst wären wir tüchtig verhagelt worden. Jetzt achtet man diese Spitznamen nicht mehr, sondern lacht darüber.

17. Zu den mit dem Kirchenjahr in Verbindung stehenden Gebräuchen kann auch der Bannumzug gezählt werden, weil er in unserer Gegend zu einem kirchlichen Brauch geworden ist. Je am ersten Tag des Monats Mai giengen der Ortsvorsteher (Meier oder Untervogt) und das Gescheide mit der Jungmannschaft um den Bann, um sie über die Grenzverhältnisse desselben zu unterrichten. Es war dies übrigens auch obrigkeitlich geboten. Von dieser Besichtigung der Banngrenzen rühren wohl die Bannumzüge her, welche jetzt noch anfangs Mai in einigen Gemeinden des alten Baselbietes stattfinden, das s. Z. ebenfalls zum Bistum Basel gehörte, sowie die Bannprozessionen im Birseck, die jeweilen an Christi Himmelfahrt abgehalten werden und allerdings nicht mehr den Zweck der Besichtigung der Banngrenzen, sondern den des Erflehens von Schutz und Segen für die Feldfrüchte haben.

(Schluss folgt).